



dot:  
books

LAURA JOH ROWLAND  
DIE GEISTER  
DES  
MONDES

Sano Ichirōs  
zwölfter Fall



*Über dieses Buch:*

Japan, 1699: Die Liste seiner Feinde und Neider wächst mit jedem Tag. Bisher hat Sano Ichirō, die rechte Hand des Shoguns, jede Verleumdung und jeden Anschlag auf sich und sein Haus abwehren können – bis eines Nachts sein Sohn entführt wird! Die Spur führt nach Norden, wo Masahiro in der fernen Provinz Hokkaido gesichtet worden sein soll. Doch was Sano und seine Frau Reiko in ihrer verzweifelten Suche nach ihrem Sohn dort entdecken, hätten sie sich in ihren wildesten Alpträumen nicht vorstellen können: Fürst Matsumae, der Herr über Hokkaido, hält nicht nur ihren Sohn, sondern die ganze Region in Geiselhaft – bis der Mord an Matsumaes geliebter Konkubine aufgeklärt wird. Sano und Reiko haben keine Wahl: Sie müssen den Mörder finden, sonst stirbt ihr einziger Sohn ...

*Über die Autorin:*

Laura Joh Rowland wurde 1953 in Michigan, USA geboren. Nach einem Master of Public Health arbeitete sie unter anderem als Grafikerin und als Dozentin für kreatives Schreiben. Ihre Bücher sind internationale Bestseller und wurden in 21 Sprachen übersetzt. Heute lebt sie mit ihrem Mann in New York.

Laura Joh Rowland veröffentlichte bei dotbooks bisher 14 historische Kriminalromane aus ihrer Bestseller-Serie rund um Sano Ichirō:

- »Der Kirschblütenmord«
- »Die Rache des Samurai«
- »Die Spur des Verräters«
- »Das Geheimnis der Konkubine«
- »Der Weg des Kriegers«

- »Das Rätsel der schwarzen Lotosblüte«
- »Der Verrat der Kurtisane«
- »Der Palast des Drachenkönigs«
- »Der Brief des Feindes«
- »Der Finger des Todes«
- »Die rote Chrysantheme«
- »Der Feuerkimono«
- »Der Wolkenpavillion«

\*\*\*

eBook-Neuausgabe Oktober 2020

Die amerikanische Originalausgabe erschien erstmals 2007 unter dem Originaltitel »The Snow Empress« bei St. Martin's Minotaur, New York.

Copyright © der amerikanischen Originalausgabe 2007 by Laura Joh Rowland

Copyright © der deutschen Erstausgabe 2009 Verlagsgruppe Lübbe GmbH & Co. KG, Bergisch Gladbach

Copyright © der Neuausgabe 2020 dotbooks GmbH, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.

Titelbildgestaltung: Wildes Blut - Atelier für Gestaltung  
Stephanie Weischer unter Verwendung eines Bildmotives von © Alamy Stock Photo / Werner Forman Archive / Ninja Institute, Ne Prefecture, Ige-Ueno / Heritage Images

eBook-Herstellung: Open Publishing GmbH (CG)

ISBN 978-3-96655-410-7

\*\*\*

Liebe Leserin, lieber Leser, wir freuen uns, dass Sie sich für dieses eBook entschieden haben. Bitte beachten Sie, dass Sie damit ausschließlich ein Leserecht erworben haben: Sie dürfen dieses eBook – anders als ein gedrucktes Buch – nicht verleihen, verkaufen, in anderer Form weitergeben oder Dritten zugänglich machen. Die unerlaubte Verbreitung von eBooks ist – wie der illegale Download von Musikdateien und Videos – untersagt und kein Freundschaftsdienst oder Bagatelldelikt, sondern Diebstahl geistigen Eigentums, mit dem Sie sich strafbar machen und der Autorin oder dem Autor finanziellen Schaden zufügen. Bei Fragen können Sie sich jederzeit direkt an uns wenden: [info@dotbooks.de](mailto:info@dotbooks.de). Mit herzlichem Gruß: das Team des dotbooks-Verlags

\*\*\*

Sind Sie auf der Suche nach attraktiven Preisschnäppchen, spannenden Neuerscheinungen und Gewinnspielen, bei denen Sie sich auf kostenlose eBooks freuen können? Dann melden Sie sich jetzt für unseren Newsletter an: [www.dotbooks.de/newsletter.html](http://www.dotbooks.de/newsletter.html) (Versand zweimal im Monat – unkomplizierte Kündigung-per-Klick jederzeit möglich.)

\*\*\*

Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat, empfehlen wir Ihnen gerne weitere Bücher aus unserem Programm. Schicken Sie einfach eine eMail mit dem Stichwort »Die Geister des Mondes« an: [lesetipp@dotbooks.de](mailto:lesetipp@dotbooks.de) (Wir nutzen Ihre an uns übermittelten Daten nur, um Ihre Anfrage beantworten zu können – danach werden sie ohne

Auswertung, Weitergabe an Dritte oder zeitliche Verzögerung gelöscht.)

\*\*\*

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.dotbooks.de](http://www.dotbooks.de)

[www.facebook.com/dotbooks](https://www.facebook.com/dotbooks)

[www.instagram.com/dotbooks](https://www.instagram.com/dotbooks)

[blog.dotbooks.de/](http://blog.dotbooks.de/)

***Laura Joh Rowland***  
**Die Geister des Mondes**

Sano Ichirōs zwölfter Fall

Aus dem Amerikanischen von Wolfgang Neuhaus

dotbooks.

Zum Gedenken an Fat Boy  
1988-2007

# **Ezogashima**

Genroku-Ära  
12. Jahr, 9. Monat

(Hokkaido, Oktober 1699)



# Prolog

Sie eilte über einen schmalen, gewundenen Pfad, auf den das silberne Licht des herbstlichen Vollmondes fiel, der hoch über dem Wald stand. Immer wieder stolperte und strauchelte sie, denn der Boden war uneben, und die hohen Sohlen ihrer Sandalen behinderten sie beim Laufen. Aus der Dunkelheit griffen Äste und Zweige nach ihr, zupften und zerrten an ihrem langen Haar und ihrem wehenden Seidenumhang. Der schneidend kalte Wind heulte zwischen den Bäumen, ließ die Äste knarren und wirbelte das bunte Laub durch die Luft. In der Ferne erklang das schaurige Heulen von Wölfen.

Sie war körperliche Anstrengung nicht gewöhnt; deshalb schwitzte und keuchte sie und atmete gierig die kalte Luft, die erfüllt war vom Duft der Pinien und dem moderigen Geruch welkenden Laubes, in den sich der beißende Geruch von Rauch mischte. Vor lauter Anstrengung schlug ihr Herz immer schneller. Heißer Zorn loderte in ihrem Inneren. Sie hatte Besseres zu tun, als sich durch die kalte, einsame Nacht zu plagen! Und sie hasste die Wälder. Die klagenden Stimmen der Geister, die in der Wildnis umherirrten, jagten ihr Angst ein. Nie wieder würde sie sich ins Freie begeben! Sie gehörte nicht hierher, auch wenn dieser Landstrich seit Anbeginn der Zeit die Heimat ihrer Ahnen war. Doch wie viel schöner es jetzt wäre, sich in einem warmen, hellen Gemach zu entspannen ...

Keuchend vor Erschöpfung spähte sie in die flüsternden Schatten; doch sie sah niemanden, hörte keine Schritte, vernahm kein Geräusch außer dem eigenen Atmen und

dem Säuseln des Windes. Zornig fluchte sie in sich hinein und schritt schneller aus.

Plötzlich prallte irgendetwas gegen ihr Schienbein. Es war, als wäre sie gegen einen abgebrochenen Ast gelaufen, der quer über dem Pfad lag. Sie geriet ins Stolpern. Im selben Moment hörte sie ein lautes Knacken, und Furcht überfiel sie wie ein wildes Tier. Sie kannte dieses Geräusch!

Während sie über den Pfad taumelte und verzweifelt versuchte, das Gleichgewicht zu halten, vernahm sie ein helles Zischen in der Stille der Nacht. Irgendetwas jagte aus der Finsternis des Waldes heran und flirrte so schnell auf sie zu, dass es kein Entrinnen gab. Einen Wimpernschlag später traf ein wuchtiger Schlag sie an der Brust, und irgendetwas drang dicht unter der rechten Brust zwischen den Rippen in ihren Leib. Greller Schmerz durchraste sie. Sie schrie vor Schock und Entsetzen, taumelte und stürzte zu Boden. Mit Händen und Knien fing sie den Sturz ab; dennoch war der Aufprall so heftig, dass er ihr die Luft aus der Lunge trieb. Sie griff sich an die Brust, tastete, suchte nach der Quelle des bohrenden Schmerzes.

Ihre Finger ertasteten einen langen, runden Holzschaft. Das eine Ende, dessen Spitze in ihrem Körper steckte, bestand aus Eisen; am anderen Ende fühlte sie kleine, harte Kämme aus Vogelfedern, die in Längsrichtung am Schaft befestigt waren: Es war ein Pfeil.

Blut strömte aus der Wunde. Sie spürte es warm und feucht an ihren Fingern und sah es schwarz im Mondlicht glänzen. Der Schmerz war so grausam, als hätte ein wildes Tier die Zähne in ihr Fleisch geschlagen. Sie schrie, stöhnte und schnappte nach Luft. Ihr wurde schwarz vor Augen. Sie musste jetzt schnell und entschlossen handeln, wollte sie ihr Leben retten!

Sie biss die Zähne zusammen, schloss die Hand um den Pfeil und zog energisch daran. Die Eisenspitze fraß sich durch ihr Fleisch, das bereits beim Einschlag zerfetzt

worden war. Sie spürte, wie die Pfeilspitze über ihre Rippen kratzte, und schrie gellend auf. Dann kam die Spitze aus dem Körper frei, und Blut schoss aus der Wunde. Ihr wurde schwindelig. Schwarze Sterne tanzten vor ihren Augen und verdeckten den Mond. Sie wankte vor Schwäche und tastete unwillkürlich nach ihrer Schärpe, doch ihre Hände griffen ins Leere: Die Gewohnheit, stets einen Dolch bei sich zu tragen, hatte sie vor langer Zeit abgelegt. Verzweifelt presste sie eine Hand auf die Wunde, krallte die Finger darum und zerrte an den Wundrändern, wobei sie Hautfetzen abriss, die unter ihren Fingernägeln haften blieben, während das Blut noch immer aus dem Einschussloch strömte.

Doch trotz des Schmerzes und der Benommenheit erkannte sie bald, dass ihre verzweifelten Bemühungen sinnlos waren. Der Pfeil war zu tief eingedrungen, hatte innere Organe verletzt und den Tod in ihren Körper gesät. Wieder wurde ihr schwarz vor den Augen. Kälteschauer durchrieselten sie. Der Mond schien mit einem Mal so hell und heiß zu strahlen wie die Sonne. Übelkeit erfasste sie. Die Kehle wurde ihr eng. Die Angst zu ersticken ließ sie gierig nach Atem ringen, während die Geister des Waldes auf sie zu schwebten und um sie herum einen gespenstischen Reigen tanzten, wobei sie wie Aasvögel krächzten.

Sie sprang auf und bewegte sich mit unbeholfenen, schwankenden Schritten den Pfad hinunter, den sie gekommen war. Sie rief um Hilfe; doch der einzige Mensch, der ihr hätte beistehen können, ließ sich nicht blicken, und alle anderen waren zu weit weg, als dass sie ihre Rufe hätten hören können, geschweige denn, um ihr zu Hilfe zu eilen. Krämpfe ließen sie taumeln, und erneut fiel sie zu Boden, krümmte sich vor Schmerz und schrie vor Angst.

Sie hörte die Geister hämisch lachen, vernahm ihr triumphierendes Geschrei. *Jetzt gehörst du für immer zu uns!*

Eine ganze Welt entfernt, in Edo, schien der Herbstmond auf den Zōjō-Tempeldistrikt. Warmes, weiches Licht vergoldete die geschwungenen Dächer, die Erker, Giebel und Pagoden. Gemurmelt und leises Lachen stiegen von der Menge auf, die sich im Garten des Tempels eingefunden hatte, um in dieser sommerlichen Nacht den Mond zu betrachten, zu feiern und zu plaudern. Elegante Samurai und modisch gekleidete, vornehme Damen hatten sich im üppigen Gras niedergelassen und versuchten, einander durch selbst verfasste Gedichte zu beeindrucken. Diener schenkten Wein aus und verteilten Mondplätzchen. Kinder rannten umher und kreischten ausgelassen. Jungen aus Samurai-Familien kämpften Scheingefechte; ihre Holzschwerter schlugen klappernd gegeneinander, und ihre hellen Kampfschreie übertönten das dumpfe Dröhnen der Tempelgongs. Der süßliche Duft von Weihrauch erfüllte die Luft. In steinernen Laternen loderten Flammen und vertrieben die Dunkelheit bis zu den Rändern des von Fichten umsäumten Gartens, die im flackernden Licht zu zittern schienen. Dahinter gähnte die tiefe Finsternis der Nacht.

Kammerherr Sano Ichirō und seine Gemahlin Reiko hatten es sich inmitten von Freunden und Bediensteten bequem gemacht und lachten über ihre missglückten dichterischen Versuche. Doch so sehr Sano seine knapp bemessene Freizeit auch genoss, die ihn eine Zeit lang von seinen Aufgaben als höchster Verwaltungsbeamter des Militärregimes befreite, es wollte ihm einfach nicht gelingen, sich zu entspannen. Zu viele Jahre war er die Zielscheibe von Neidern und Verschwörern gewesen, und die Intrigen innerhalb des *bakufu* hatten ihn gelehrt, immer und überall vorsichtig zu sein. An diesem Tag war es spät geworden, und Sano und sein Gefolge hatten noch einen langen Heimweg zum Palast vor sich, und der führte sie zudem noch durch Straßen, die von Banden räuberischer Rebellen unsicher gemacht wurden.

Sano hob den Sakebecher und rief: »Trinken wir ein letztes Mal auf unser aller Glück, ehe wir uns auf den Heimweg machen!«

Mit betrübten Mienen und enttäuschten Seufzern bereiteten Sanos Diener bald darauf alles für den Abritt vor. Sano schaute in die Runde. »Ich hoffe nur«, sagte er zu Reiko, »dass wir unseren Sohn schnell genug finden.«

Masahiro war inzwischen acht Jahre alt – ein lebhafter, unternehmungslustiger Junge, der lieber mit Freunden in seinem Alter herumtollte als artig bei seinen Eltern zu sitzen.

»Ich hole ihn.« Reiko ging zwischen den Feiernden hindurch zu den Jungen, die sich verbissen im Waffenkampf übten. »Masahiro!«, rief sie. »Wir müssen gehen!«

Keine Antwort. Offenbar machte es dem Jungen hier so viel Spaß, dass er nicht nach Hause wollte. Reiko ließ den Blick über die herumtollenden Jungen schweifen, konnte ihren Sohn aber nirgends entdecken. Eher ungeduldig als besorgt ging sie zum Rand des Gartens. Wahrscheinlich versteckte Masahiro sich zwischen den Bäumen. Plötzlich erblickte Reiko einen Gegenstand, der an der Grenze zwischen Licht und Schatten im Gras lag.

Es war eines von Masahiros beiden Holzschwertern, die den Schwertern eines Samurai nachgebildet waren. Der Griff war mit einer Kordel aus schwarzem Samt umwickelt, und das Heft war aus Messing und mit dem Familienwappen Sanos verziert, stilisierten Kranichen im Flug. Reikos Ungeduld wandelte sich in Besorgnis. Masahiro würde niemals davonlaufen und sein Schwert, seinen kostbarsten Besitz, achtlos liegen lassen.

»Masahiro!« Reiko ließ den Blick über die spielenden Kinder, die fröhlich feiernden Erwachsenen und den stillen Tempel schweifen, auf dem das Mondlicht silbern schimmerte. Eisige Furcht erfasste sie. »Wo steckst du nur, Masahiro?«, flüsterte sie.



# Edo

Genroku-Ära  
12. Jahr, 10. Monat

(Tokio, November 1699)

# Kapitel 1

Ein grauer bewölkter Himmel spannte sich über der Riesenstadt Edo. Nieselregen ließ das schier endlose Meer aus Ziegeldächern feucht schimmern und hemmte den gewaltigen Strom der Menschenmassen, der sich durch die nassen Straßen wälzte. Kalter, spätherbstlicher Dunst trieb über den Fluss Sumida. Nebelschwaden verhüllten den Palast auf der Kuppe des Hügels und trübten die Lichter der Laternen, die in den Türmen und auf den Wehrgängen brannten.

Auf dem Palastgelände, in seiner Villa, kniete Kammerherr Sano Ichirō in der Schreibstube und blickte auf Ermittler Marume, einen seiner beiden engsten Vertrauten und Leibwächter, der soeben im Türeingang erschienen war. Sano, der einem Schreiber gerade einen Brief diktierte, verstummte mitten im Satz. »Und?«, fragte er gespannt. »Hast du ihn gefunden?«

Marume schwieg, doch der betrübte Ausdruck auf dem runden, sonst so fröhlichen Gesicht des Ermittlers war Antwort genug. Sanos Hoffnungen wurden von bitterer Enttäuschung verdrängt.

Masahiro wurde seit nunmehr zwei Monaten vermisst – seit dem Mondscheinfest am Zōjō-Tempel. Sano hatte mehrere Trupps seiner Leute dazu abgestellt, nach dem Jungen zu suchen, bisher jedoch ohne Erfolg. Natürlich hatte er auch die Möglichkeit in Erwägung gezogen, dass Masahiro entführt worden war, doch bis jetzt waren noch keine Lösegeldforderungen eingegangen. Zwar hatte Sano einen Verdacht, wer für das rätselhafte Geschehen verantwortlich sein könnte, doch sämtliche Ermittlungen,

die er über seine Feinde hatte anstellen lassen, hatten bislang keine Hinweise erbracht. Nichts deutete darauf hin, dass einer dieser Männer etwas mit Masahiros Verschwinden zu tun hatte. Mit jedem weiteren Tag, den der Junge vermisst wurde, wuchs Sano's Verzweiflung und seine Angst, Masahiro nie wiederzusehen.

»Tut mir leid, Sano-san«, sagte Marume. »Es war schon wieder falscher Alarm. Der Junge, der gesehen wurde, war nicht Euer Sohn.«

Seit Masahiros Verschwinden waren Sano und seine Leute immer wieder falschen Fährten gefolgt. Anfangs hatten sie voller Hoffnung auf jede neue Meldung reagiert, an diesem oder jenem Ort sei ein Junge gesehen worden, auf den Masahiros Beschreibung zuträfe; doch immer wieder waren diese Hoffnungen grausam enttäuscht worden, sodass Sano und Reiko inzwischen beinahe ängstlich auf jede Meldung reagierten, es hätten sich neue Hinweise ergeben. Sano konnte es nicht mehr ertragen, seiner Frau immer wieder Mut zu machen, nur um sie dann doch wieder mit der traurigen Wahrheit konfrontieren zu müssen, einer weiteren Fehlinformation aufgesessen zu sein.

Jeder Tag ohne Masahiro war schon schlimm genug, doch die Ungewissheit, was mit dem Jungen geschehen war und ob er überhaupt noch lebte, war noch viel schlimmer.

»Macht Euch keine Sorgen, Sano-san, wir werden Masahiro schon finden«, sagte Marume, doch es hörte sich eher so an, als wolle er sich selbst davon überzeugen.

Sano versuchte, Zuversicht zu bewahren. Entschlossen schob er den bedrückenden Gedanken beiseite, dass all seine Macht und sein Reichtum ihm den Sohn nicht zurückbringen konnten. »Gibt es sonst etwas Neues?«

Nach kurzem Zögern antwortete Marume: »Heute nicht.«

Schlimmer noch als falsche Spuren waren gar keine Spuren. Sano spürte, wie der Fels seines Durchhaltewillens

zu zerbröckeln drohte, aber das durfte er nicht: Seine Frau, seine Freunde, seine Untergebenen und das Tokugawa-Regime brauchten ihn. »Such weiter«, sagte er zu Marume. »Ihr dürft nicht aufgeben.«

»Ihr könnt Euch darauf verlassen!«, erwiderte Marume entschlossen.

Ein Diener erschien in der Tür. »Verzeiht, ehrenwerter Kammerherr, aber der Shōgun verlangt Euch umgehend in seiner Residenz zu sprechen.«

Sano stieß einen tiefen Seufzer aus. Die Aufforderung erinnerte ihn daran, dass das Verschwinden seines Sohnes nicht seine einzige Sorge war.

Sano traf den Shōgun in dessen Badestube an. Tokugawa Tsunayoshi, der Militärdiktator Japans, saß nackt in dem großen, im Fußboden eingelassenen Badebecken und räkelte sich im heißen, dampfenden Wasser. Ein blinder Masseur knetete die schmalen Schultern des Herrschers. Der derzeitige Favorit des Shōgun, ein hübscher junger Mann namens Yoritomo, streckte sich neben ihm in der Wanne aus. Diener und Wächter standen in der Nähe auf Abruf bereit. Fürst Matsudaira, der Vetter des Shōgun, kniete neben der Tür. Er schwitzte in seinem schweren Waffenrock. Nicht einmal sein bemüht ausdrucksloses Gesicht konnte seinen Unmut verbergen, dem Shōgun einmal mehr den getreuen Gefolgsmann vorspielen zu müssen. Doch Fürst Matsudaira blieb keine andere Wahl, wollte er nicht seinen Einfluss auf den Shōgun verlieren – und damit die Herrschaft über das Regime.

»Ich grüße Euch, Kammerherr Sano«, sagte Matsudaira, als Sano die Badestube betrat.

Fünf Jahre zuvor hatte der Fürst versucht, die Macht im Land an sich zu reißen, hielt er sich doch für einen besseren Shōgun als seinen schwachen und ein wenig dümmlichen Vetter. Als Erstes hatte Matsudaira damals

seinen schärfsten Rivalen ausgeschaltet, den früheren Kammerherrn Yanagisawa und einstigen Geliebten des Shōgun – einen skrupellosen Mann, der Japan hinter den Kulissen regiert hatte. Fürst Matsudaira hatte Yanagisawa letztendlich auf dem Schlachtfeld besiegt und ihn in die Verbannung geschickt. Damit aber hatten die Probleme für Matsudaira erst richtig begonnen; es hatte sich als weit schwieriger erwiesen, die Macht zu behaupten, als sie zu erobern.

Als Matsudaira nun Sano erblickte, war unter der Fassade der Höflichkeit tiefe Abneigung zu erkennen. Sano reagierte mit erhöhter Wachsamkeit, denn nach Yanagisawas Verschwinden war der Fürst zu einem seiner gefährlichsten Feinde geworden.

»Seid Ihr nicht erstaunt, mich zu sehen, ehrenwerter Kammerherr?«, fragte Matsudaira.

»Aber nein«, antwortete Sano. »Warum sollte ich?«

Auch wenn er damit gerechnet hatte, seinen Rivalen hier anzutreffen, es gefiel Sano gar nicht: Wann immer er mit dem Shōgun zusammenkam, war Matsudaira zur Stelle, damit die beiden Männer bloß kein zu enges persönliches Verhältnis aufbauen konnten.

»Dann seid Ihr sicherlich enttäuscht«, sagte Matsudaira, »dass ich nach dem Vorfall gestern Abend noch am Leben bin.«

Sano ahnte, was jetzt kam, und Zorn stieg in ihm auf. »Was für ein Vorfall?«

»Jemand hat eine Bombe in meine Villa am Flussufer geworfen, als ich dort ein Festmahl gegeben habe«, sagte Matsudaira.

»Bei allen Göttern, das ist ja ... äh, schrecklich!«, rief der Shōgun. »Es hat fast den Anschein, als würde immer nur ... äh, Euch so etwas passieren, liebster Vetter.«

Obwohl Matsudaira das Regime von dem verschlagenen Yanagisawa und dessen Verbündeten befreit hatte – einen Teil hatte er unterworfen, andere hatte er hinrichten oder



in die Verbannung schicken lassen –, existierte noch immer eine Untergrundarmee, die sich aus versprengten Soldaten des ehemaligen Yanagisawa-Heeres zusammensetzte und die Fürst Matsudaira durch Anschläge aus dem Hinterhalt bekämpfte. Dadurch war Matsudairas Machtstellung mit der Zeit so unsicher geworden, dass es zu Spannungen zwischen ihm und den eigenen Anhängern gekommen war. Schon beim geringsten Anzeichen von Unzuverlässigkeit oder gar Treuebruch bestrafte er die Betroffenen mit unnachgiebiger Härte; außerdem zwang er sie als »Beweis« ihrer Loyalität zu hohen Tributzahlungen. Fürst Matsudaira hatte ein beklemmendes Klima aus Angst, Wut und Hass geschaffen, sodass es sogar in seinem eigenen Lager nicht wenige gab, die ihm den Tod wünschten.

»Ich dachte, dass gerade Ihr, Sano-san, über diesen Bombenanschlag Bescheid wissen würdet.« Fürst Matsudaira blickte zum begriffsstutzigen Shōgun hinüber, auf dessen Gesicht sich Verwirrung zeigte, während er vergeblich versuchte, dem Gespräch zu folgen. Mit einem vorwurfsvollen Blick auf Sano fügte Matsudaira hinzu: »Vielleicht habt Ihr ja sogar schon vorher davon gewusst.«

»Da irrt Ihr Euch!«, entgegnete Sano gereizt, denn es war nun schon das dritte Mal in ebenso vielen Monaten, dass Matsudaira ihn mehr oder weniger offen einer Tat beschuldigte, die er nicht begangen hatte. Sano hatte nichts mit diesem Bombenanschlag zu tun, auch wenn Matsudaira durchaus Grund zu einem dahingehenden Verdacht hatte.

Im Jahr zuvor hatten ausgerechnet jene mächtigen Männer, die Matsudaira zu seinem Platz an der Spitze des Regimes verholfen hatten, vorsichtig nach jemandem Ausschau gehalten, der den Fürsten wieder von seinem Podest herunterholen konnte. Diese wenig beneidenswerte Aufgabe war schließlich Sano zugefallen.

Zuerst hatte er den Gedanken, Matsudaira herauszufordern, weit von sich gewiesen, denn seine

Loyalität gegenüber dem Shōgun bezog den gesamten Tokugawa-Klan mit ein, zu dem ja auch Matsudaira gehörte. Doch Matsudaira hatte Sano schlecht behandelt, hatte ihn zu Unrecht kritisiert, hatte ihn des Hochverrats beschuldigt und seine Familie und ihn selbst mit dem Tode bedroht. Schließlich war Sano nur die Wahl geblieben, sich entweder an die Spitze eines Aufstands gegen Matsudaira zu setzen oder sich geschlagen zu geben, sein Amt zu verlieren und seine Ehre als Samurai zu verraten.

Matsudaira musterte Sano feindselig; offensichtlich hielt er ihn trotz seiner Unschuldsbekundung für den Drahtzieher des Bombenanschlags. »Vielleicht interessiert es Euch ja«, sagte der Fürst, »dass meine Leute den Bastard, der die Bombe geworfen hat, gefasst haben. Bevor sie ihn getötet haben, hat er mir verraten, wer ihn geschickt hat.«

»Ich bin sicher, er hätte Euch *alles* gesagt, was Ihr hören wollt, als Ihr mit ihm fertig wart«, entgegnete Sano, der nun seinerseits ein Hühnchen mit Matsudaira zu rupfen hatte. »Und wenn Euch schon so viel daran liegt, mich für den Anschlag verantwortlich zu machen, dann betrachtet ihn als Racheakt.«

»Rache wofür?«, fragte Matsudaira verwirrt.

»Mehrere Soldaten wurden vor acht Tagen aus dem Hinterhalt von Heckenschützen unter Feuer genommen.« Weil der Shōgun zuhörte, blieb Sano mit seinen Äußerungen vorsichtig; er sagte nicht ausdrücklich, dass es sich um Matsudairas Soldaten gehandelt habe oder dass er Matsudaira gar für den Verantwortlichen hielt.

»Davon höre ich zum ersten Mal.«

Obwohl der Fürst ehrlich überrascht zu sein schien, glaubte Sano ihm ebenso wenig, wie Matsudaira ihm glaubte. »Es dürfte Euch interessieren, dass die Heckenschützen von Zeugen gesehen wurden, bevor sie davongelaufen sind. Sie trugen ein bekanntes

Familienwappen auf ihrer Kleidung.« *Deines*, besagte der Blick, mit dem Sano den Fürsten musterte.

»Dann sind diese sogenannten Zeugen elende Lügner!«, stieß Matsudaira aufgebracht hervor. »Welcher Mann ist so dumm, einen Überfall aus dem Hinterhalt zu befehlen und die Täter sein Wappen tragen zu lassen?«

»Vielleicht weiß dieser Mann, dass keines der Opfer überleben wird, sodass es von dem Wappen erzählen kann«, entgegnete Sano.

»Was wollt Ihr damit sagen?« Matsudaira lief rot an.

»Das wisst Ihr ganz genau.«

»Ich ... äh, verstehe nicht, weshalb ihr euch streitet«, meldete der Shōgun sich zu Wort. Er war gereizt, weil Sano und Matsudaira ihn nicht an ihrem Gespräch beteiligten. »Tragt eure Streitigkeiten woanders aus. Kammerherr Sano, ich habe Euch herbestellt, weil ich eine sehr wichtige Angelegenheit mit Euch besprechen muss!«

»Verzeiht, Herr«, entschuldigte sich Sano. »Darf ich fragen, um was es geht?«

»Um den Bericht, den Ihr mir geschickt habt.« Der Shōgun streckte den Arm aus und wühlte in einem Berg Schriftrollen, die neben dem Beckenrand lagen. »Welche war es noch gleich ...?«

Yoritomo rutschte zu ihm hinüber, ergriff eine der Schriftrollen und reichte sie seinem Herrn und Geliebten. Dabei warf er Sano einen raschen, unsicheren Blick zu. Sano hatte Mitleid mit dem jungen Mann. Yoritomo war der Sohn seines einstigen Erzrivalen Yanagisawa, des früheren Kammerherrn. Obwohl Matsudaira Yanagisawa und dessen Familie verurteilt hatte, den Rest ihres Lebens als Verbannte auf der Sträflingsinsel Hachijo zu verbringen, hatte der Shōgun darauf bestanden, dass Yoritomo bei ihm blieb. In den Adern des jungen Mannes strömte das Blut der Tokugawa, denn seine Mutter war eine Verwandte des Shōgun. Es gab sogar Gerüchte, er sei der designierte Nachfolger des Herrschers. Sano hatte sich mit Yoritomo

angefreundet, der ihm einsam und allein erschienen war; er war ein anständiger junger Mann, der es nicht verdient hatte, als Schachfigur im Spiel der rivalisierenden politischen Kräfte missbraucht zu werden und als Zielscheibe der Ränke Fürst Matsudairas zu dienen.

Der Shōgun entrollte nun das Schriftstück und tippte mit seinem nassen Zeigefinger auf die Schriftzeichen. »Ich mache mir Sorgen wegen dieser ... äh, Situation, von der Ihr gesprochen habt.« In letzter Zeit hatte Tokugawa Tsunayoshi ein verstärktes Interesse an den Regierungsgeschäften entwickelt, statt sie wie früher seinen Untergebenen zu überlassen. Möglicherweise spürte er, wie sehr sein Einfluss geschwunden war, und nun versuchte er, so viel wie möglich davon zurückzugewinnen, ehe er völlig die Macht im Land verlor. »Diese Angelegenheit, die mit Ezogashima zu tun hat.«

Ezogashima war die nördlichste Insel Japans, die mitunter auch Hokkaido genannt wurde, »Nordmeerbezirk«. Die Insel war eine riesige, dünn besiedelte Wildnis aus Wäldern, Bergen und Flüssen. Es gab zwei Siedlungsgebiete. Das größere war Ezochi, das »Land der Barbaren«, das von den Ezo bewohnt wurde, einem primitiven Volksstamm, dessen Angehörige weit verstreut in kleinen Dörfern lebten. Das zweite, kleinere Siedlungsgebiet war Wajinchi, das »Land der Japaner«, das sich im nordwestlichen Teil der Insel befand. Wajinchi war ein ferner Außenposten des Tokugawa-Regimes, ein einsamer Stützpunkt der Zivilisation in einer fernen und fremdartigen Welt.

»Ihr habt erwähnt, dass es Schwierigkeiten mit dem Matsumae-Klan gibt«, sagte der Shōgun.

Die Matsumae waren Vasallen des Shōgun und Herrscher über Ezogashima, das ihnen vor langer Zeit als erbliches Lehen zugeteilt worden war. In der straff organisierten Welt Japans war der Status des Matsumae-Klans jedoch nicht ganz eindeutig, denn sie waren keine

Provinzfürsten wie die *daimyo*, die traditionellen Feudalherren und Grundbesitzer, sondern bloß Lehnsherren. Auf der kargen Insel Ezogashima gab es kaum Landwirtschaft, sodass Ackerbau und Viehzucht keine Einkünfte erbrachten. Stattdessen verdankten die Matsumae ihren Reichtum und ihre politische Macht dem Monopol, das ihnen beim Handel mit den Ezo verliehen worden war. Sie erhielten einen Anteil am Gewinn, den der Handel mit Pelzen und Gold, mit Wild, Fisch und anderen Produkten einbrachte, die in den Süden transportiert wurden. Die vornehmen Samurai auf den japanischen Hauptinseln blickten mit Verachtung auf die Matsumae, die in ihren Augen keine wahren Samurai waren, sondern eine Mischung aus Händlern und Kriegern.

Blinzelnd blickte der Shōgun auf die Schriftzeichen, die von der Nässe an seinen Händen verliefen. »Ich ... äh, kann mich nicht mehr erinnern, wo das Problem lag«, murmelte er. »Sag du es mir, Yoritomo-san.«

»Fürst Matsumae hat Euch dieses Jahr nicht seine Aufwartung gemacht«, erklärte der junge Mann mit leiser, beinahe ehrfürchtiger Stimme.

»Er hätte im Sommer hierherkommen müssen«, fügte Sano hinzu.

Ungefähr alle drei Jahre kamen die Matsumae nach Edo, um den Shōgun zu besuchen – weniger häufig als die anderen Fürsten, die dem Herrscher jedes Jahr ihre Aufwartung machten. Die großzügige Dreijahresfrist hatte nicht nur mit der großen Entfernung zwischen Ezogashima und der Hauptstadt zu tun; es hatte auch politische Gründe. Man wusste, dass es Fürst Matsumae viel Zeit und Kraft kostete, die Nordgrenze Japans zu verteidigen; außerdem war er so weit von Edo und den politischen Ränkespielen in der Metropole entfernt, dass er nicht als Bedrohung für das Tokugawa-Regime betrachtet wurde, das ihm aus diesem Grund viele Freiheiten ließ. Fürst Matsumae musste nicht einmal Frau und Kinder als Geiseln



in Edo zurücklassen, wie die anderen *daimyo*, womit verhindert werden sollte, dass die Provinzfürsten einen Aufstand gegen das Regime anzettelten oder auf andere dumme Gedanken kamen. Doch auch Fürst Matsumae musste dem Shōgun persönlich seine Achtung erweisen, und sein Nichterscheinen war ein schwerer Verstoß gegen das Protokoll.

»Noch besorgniserregender ist, dass seit zwei Monaten sämtliche Verbindungen nach Ezogashima abgerissen sind«, sagte Fürst Matsudaira, der offensichtlich mit der Lage vertraut war. Auf seinem Gesicht lag ein verschlagenes Lächeln, das Sano überhaupt nicht gefiel.

»Was habt Ihr in dieser ... äh, Sache unternommen, Kammerherr Sano?«, fragte der Shōgun.

Sano nahm sich Zeit zum Nachdenken, ehe er antwortete. Seit Masahiros Verschwinden fiel es ihm schwer, sich auf andere Dinge zu konzentrieren. »Ich habe Gesandte nach Ezogashima geschickt, die herausfinden sollten, was dort vor sich geht«, sagte er schließlich, »aber sie sind nie zurückgekehrt.«

»Es wird immer schlimmer und schlimmer«, murmelte Fürst Matsudaira, doch seine Stimme klang nicht bedauernd, sondern auf eigenartige Weise zufrieden.

»Was könnte der Grund dafür sein?«, fragte der Shōgun.

»Vielleicht hat ein Aufstand der Ezo den Fürsten Matsumae daran gehindert, sein Lehensgebiet zu verlassen oder uns Nachrichten zukommen zu lassen«, meinte Sano.

Von Zeit zu Zeit erhoben sich die Barbaren gegen die Japaner, meist wegen Handelsstreitigkeiten oder wegen des Vordringens der Japaner in die angestammten Jagd- und Fischereigebiete der Eingeborenen. Der letzte Krieg lag ungefähr dreißig Jahre zurück. Damals hatten Ezo-Häuptlinge sich zusammengetan, den herrschenden Matsumae-Klan angegriffen und versucht, ihn von Ezogashima zu vertreiben. Mehr als zweihundert Japaner waren getötet worden, ehe es den Matsumae gelungen war,

die Barbaren zu besiegen. Dennoch: Ein neuerlicher Krieg mit den Ezo war die wahrscheinlichste Erklärung dafür, dass die Verbindung zur Insel abgerissen war.

»Vielleicht gab es ja auch einen Angriff der Mandschuren«, sagte Fürst Matsudaira.

Das Regime fürchtete schon seit langer Zeit eine Invasion durch die Mandschuren, wobei man mit einem Vorstoß rechnete, der vom chinesischen Festland über Ezogashima auf die japanischen Hauptinseln zielte. Der Matsumae-Klan war gewissermaßen Japans Puffer gegen die mandschurische Gefahr. Sano schauderte, als er sich vorstellte, wie auf Ezogashima ein Krieg tobte, die Matsumae geschlagen wurden und feindliche Heere Japan eroberten, Provinz um Provinz, um dann plötzlich und unerwartet vor den Toren Edos zu stehen. Der Shōgun schien ähnliche Gedanken zu hegen, denn ihm stand der Mund offen, und er ließ ängstlich den Blick in die Runde schweifen, eher er den Arm nach Yoritomo ausstreckte und dessen Hand ergriff.

»Wir müssen etwas unternehmen!«, sagte er zu Sano.

Sano wusste, was jetzt kam. Hätte nicht schon sein Instinkt ihn alarmiert, das hinterhältige Lächeln Matsudairas hätte es auf jeden Fall. Deshalb sagte er rasch: »Ich werde noch heute ein Bataillon unserer besten Soldaten nach Ezogashima entsenden.«

»Das reicht mir nicht«, erwiderte der Shōgun und richtete den triefenden Zeigefinger auf Sano. »Ich möchte, dass Ihr persönlich nach Ezogashima reist.«

Zorn erfasste Sano. Wie konnte der Shōgun so ungerecht sein? Seit langem schon behandelte er seinen höchsten Beamten wie einen Botenjungen, schickte ihn hierhin und dorthin, wie es ihm gerade gefiel, und fand niemals ein Wort der Anerkennung oder des Dankes. Doch Sano wusste, dass seine Wut unangebracht war: Als Kammerherr war er dem Shōgun genauso zu Gehorsam verpflichtet wie der niederste Fußsoldat. Er war seine Pflicht als Samurai,

jedem Befehl Tokugawa Tsunayoshis nachzukommen, ohne eine Gegenleistung zu erwarten. So schrieb es ihm der *bushido* vor, der Ehrenkodex der Samurai.

Außerdem – das wusste Sano – war es nicht Tokugawa Tsunayoshis Idee, ihn nach Ezogashima zu schicken. Dahinter steckte Matsudaira. Sano blickte wütend zu dem Fürsten hinüber.

Matsudaira erwiderte den Blick gelassen, ehe er sich dem Shōgun zuwandte. »Das ist ein großartiger Einfall«, sagte er. »Ich bin sicher, Kammerherr Sano wird seine Aufgabe zu unserer vollsten Zufriedenheit erledigen.«

Und wenn Sano erst fort war, würde Matsudaira dessen Verbündete auf seine Seite ziehen, seine eigene Machtposition ausbauen und Sanos Einfluss so sehr schwächen, dass es im *bakufu*, der Militärregierung, keinen Platz mehr für ihn gab. Wenn Sano nach Ezogashima reiste, konnte er ebenso gut gleich dort bleiben.

»Ich stehe zu Euren Diensten, Herr«, wandte Sano sich an den Shōgun, »aber wenn ich die Reise mache, wer führt dann die Regierungsgeschäfte?«

Üblicherweise verfehlte diese Bemerkung nicht ihre Wirkung; dieses Mal aber erwiderte der Shōgun: »Mein lieber Vetter hat mir zugesichert, dass er ... äh, Eure Aufgaben übernehmen wird, solange Ihr fort seid.« Mit einem dankbaren Lächeln blickte er zu Matsudaira, der sich übertrieben respektvoll verneigte.

Abgesehen von den politischen Gefahren, gab es für Sano einen zweiten, viel bedeutsameren Grund, alles zu versuchen, dass ihm die Reise nach Ezogashima erspart blieb. »Es ist ein sehr ungünstiger Zeitpunkt für mich, Edo zu verlassen, Herr«, sagte er, »denn mein Sohn wird vermisst. Vielleicht könnt Ihr einen anderen finden, der diese ehrenvolle Aufgabe übernimmt.«

»Euer ... äh, Sohn wird vermisst? Ach ja, jetzt erinnere ich mich«, entgegnete der Shōgun zerstreut. »Der arme

Junge. Wie schrecklich für Euch und die ehrenwerte Reiko.«

Der Shōgun schien tatsächlich einen Anflug von Mitleid zu empfinden. Sano versuchte, die Gunst des Augenblicks zu nutzen: »Ja, es ist schrecklich für uns. Deshalb muss ich hier bleiben und die Suche nach Masahiro leiten.«

Der Shōgun rieb sich nachdenklich das Kinn. Dann wandte er sich an Fürst Matsudaira. »Was meint Ihr, lieber Vetter?«

»Ich meine, dass die Suche nach dem Jungen ein Grund mehr für Kammerherr Sano ist, nach Ezogashima zu reisen«, erwiderte der Fürst mit gewichtiger Miene und hob rasch die Hand, um möglichen Einwänden Sanos zuvorzukommen. »Ehe Ihr mir widersprecht, ehrenwerter Kammerherr, möchte ich Euch etwas zeigen.«

Matsudaira erhob sich, griff unter seine Schärpe und zog einen Gegenstand hervor, den er Sano reichte. Es war das Heft eines Miniaturschwerter; die Holzklinge war abgebrochen. Sano blickte fassungslos auf das in Messing gehämmerte Wappen: Es zeigte stilisierte Kraniche im Flug, das Wappen seiner Familie. Das Heft stammte von dem kürzeren der beiden hölzernen Samuraischwerter, die er Masahiro geschenkt hatte – das Gegenstück zu dem längeren Schwert, das Reiko im Garten des Tempels gefunden hatte. An jenem Abend, beim Mondscheinfest, hatte Masahiro die beiden Spielzeugwaffen getragen.

»Wo habt Ihr das her?«, fragte Sano argwöhnisch.

Fürst Matsudaira zuckte lächelnd mit den Schultern und setzte eine Unschuldsmiene auf. »Ich glaube, das könnt Ihr Euch denken.«

Sano sah vor seinem geistigen Auge, wie Matsudairas Soldaten sich an jenem Abend im Tempel aus der Dunkelheit schälten, Masahiro packten und davonzerrten. Und Sano sah auch, wie der Junge sich wehrte, wobei die Klinge seines Holzschwerter zerbrach ... Im Schutz der Dunkelheit hatten die Soldaten Masahiro dann aus der

Stadt geschmuggelt, wobei sie sorgfältig darauf geachtet hatten, nicht die kleinsten Spuren zu hinterlassen.

Ein Blick in Matsudairas Gesicht ließ Sano erkennen, dass er mit seinem Anfangsverdacht richtig gelegen hatte, obwohl es keinen Beweis dafür gab.

Fürst Matsudaira hatte Masahiro entführen lassen.

In Sano stieg eine solche Wut auf, dass ihm schwarz vor Augen wurde. Das Blut rauschte in seinen Ohren, und er zitterte am ganzen Leib. Matsudaira hatte seinen Sohn entführt, hatte ihm und Reiko zwei Monate lang die Hölle auf Erden bereitet!

Mit einem Wutschrei stürzte Sano sich auf den Fürsten.

Der Shōgun schrie erschrocken auf. Mehrere Wächter packten Sano und zerrten ihn von Matsudaira fort, den das Ganze nicht zu beeindrucken schien. Sano wand sich im Griff der Wachen. »Was habt Ihr mit dem Jungen gemacht?«, fuhr er Matsudaira an. »Wohin habt Ihr ihn verschleppt?«

»Bei allen Göttern, was soll denn das?«, rief der Shōgun ungehalten.

Sano kämpfte mit sich, ob er dem begriffsstutzigen Herrscher ins Gesicht sagen sollte, dass sein Vetter nicht davor zurückgeschreckt war, einen Jungen zu entführen, um ihm, Sano, einen weiteren Schlag in ihrem seit langem schwelenden Kampf zu versetzen. In seiner Wut hätte Sano dem Shōgun vielleicht sogar die Wahrheit über Matsudairas Pläne anvertraut, die Macht in Japan an sich zu reißen und sich selbst an die Spitze des Regimes zu setzen.

»Vorsicht, Kammerherr Sano«, sagte Matsudaira und schüttelte den Kopf. Sein Lächeln war verschwunden, und seine Stimme klang drohend. »Wenn Ihr auch nur ein Wort zu viel sagt, wird das für Euch schlimmere Folgen haben als für mich.«

In Sano kämpfte die kühle Vernunft mit heißem Zorn. Schließlich nickte er. Er wusste nur zu gut, dass

Matsudairas Worte keine leere Drohung waren.

Der Shōgun beobachtete das Geschehen mit verwirrter Miene. In seiner Beschränktheit und Selbstüberschätzung wusste er nicht einmal, dass Matsudaira schon jetzt die wahre Macht in Japan innehatte und dass Sano die einzige Kraft war, die den ehrgeizigen Fürsten noch daran hinderte, ihn, den Shōgun, vom Thron zu stoßen. Doch niemand hatte Tokugawa Tsunayoshi bisher diese Wahrheit anvertraut, und er selbst war zu dumm und viel zu sehr mit Nebensächlichkeiten beschäftigt, als dass er etwas von den Kämpfen hinter den Kulissen bemerkt hätte.

Sowohl Sano als auch Matsudaira hatten ihren jeweiligen Vertrauten strengstes Stillschweigen auferlegt, was diese Machtkämpfe anging. Denn sollte der Shōgun die Wahrheit erfahren, würde das empfindliche Machtgleichgewicht ins Wanken geraten und das Pendel des Schicksals womöglich in eine Richtung ausschlagen, die niemand sich wünschte. Die Rivalität zwischen Sano und Matsudaira könnte in einen Bürgerkrieg münden, der nicht nur zwischen ihnen beiden, sondern zwischen drei Parteien geführt werden würde, falls die *daimyo*, die Feudalherren, sich auf die Seite des Shōgun stellten – womit zu rechnen war. Die *daimyo* würden es vorziehen, sich unter der Führung Tokugawa Tsunayoshis zusammenzuschließen, statt ihre Kräfte zu zersplittern, indem die einen sich Sano anschlossen und die anderen Matsudaira. Deshalb war es gut möglich, dass der Shōgun trotz seiner geistigen und charakterlichen Unterlegenheit als Sieger aus einem solchen Krieg hervorgehen würde.

Und für Sano wäre eine Niederlage schlimmer als für Matsudaira. Denn selbst wenn der Fürst seine Ländereien, seine Armee und seine politische Macht verlieren würde – seine Blutsverwandtschaft mit dem Shōgun würde ihn zumindest vor einer Hinrichtung wegen Hochverrats bewahren. Wahrscheinlich würde er am Leben bleiben und irgendwann einen erneuten Umsturzversuch wagen. Sano

hingegen würde einen verlorenen Krieg mit dem Leben bezahlen – und mit ihm seine ganze Familie und die engsten Verbündeten.

Deshalb musste Sano schweigen. Deshalb waren ihm die Hände gefesselt. Deshalb konnte er Matsudaira, seinen gefährlichsten Feind, der ihm nun einen so hinterhältigen Schlag versetzt hatte, nur hasserfüllt anstarren.

»Dafür werdet Ihr bezahlen«, zischte Sano dem Entführer seines Sohnes zu.

»Wer wird für was bezahlen?«, fragte der Shōgun mit dümmlichem Gesicht.

Sano starrte Matsudaira unbeirrt an. »Wo ist er?«, fragte er. »Wo ist mein Sohn?«

Der Fürst fand seine Überheblichkeit und sein spöttisches Lächeln wieder. »In Ezogashima.«

Im ersten Moment verschlug es Sano die Sprache. »Was?«, fragte er dann.

»Ich habe den Jungen nach Ezogashima bringen lassen.« In Matsudairas Augen spiegelte sich Triumph. »Auf die Insel, auf der schwierige Ermittlungen auf Euch warten, ehrenwerter Kammerherr. Euer Sohn dürfte vor ungefähr einem Monat in der Küstenstadt Fukuyama eingetroffen sein. Ihr solltet keine Zeit verlieren und Euch sofort auf die Reise machen.« Wenn Ihr den Jungen retten wollt, besagte sein Blick.

Sano sah ein, dass ihm keine Wahl blieb. Wollte er Masahiro lebend wiedersehen, musste er nach Ezogashima und seine ohnehin gefährdete Position in Edo durch eine längere Abwesenheit zusätzlichen Gefahren aussetzen.

Doch Sano spürte, wie ein Teil der drückenden Last von ihm abfiel: Zumindest wusste er jetzt, wo sein Sohn war. Natürlich war es möglich, dass Matsudaira log, doch Sanos Instinkt sagte ihm, dass er die Wahrheit sprach. Selbst wenn Matsudaira die Gelegenheit gehabt hätte, den Jungen töten zu lassen, Sano glaubte nicht an einen Mord. Er war